

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1879

10 (9.3.1879)

Volkssblatt



Herausgegeben
von Dr. Chr. G. Kottlinger.

Erscheint jede Woche — Preis vierteljährlich: Im Reichspostgebiete, bei der Post abgeholt, 50 Pf.; ins Haus gebracht und im Buchhandel (Commissionär L. Fernau in Leipzig) 65 Pf.
Passende Anzeigen: Die Zeile 80 Pf.

Prüfet Alles, das Eure behaftet!

Eines Mannes Rede ist keine Rede, — Man muß sie hören beide.

Im Nöthigen Einheit, | Im Zweifelhaften Freiheit,
In Allem Liebe.

Nr. 10. (In der ganzen Reihe Nr. 62).

Strassburg im Elsaß,

9. März 1879.

Teplitz.

Aus Teplitz kam am 3. März folgender Drahtbericht: „Heute früh um halb acht Uhr wurde bei einer Tiefe von 13 Metern der Quellspiegel erreicht. Die Temperatur ist 37 ²/₁₀ Grad Reaumur. Es herrscht ungeheurer Jubel.“ Wer bedenkt, in welche Angst die Bewohner von Teplitz durch das Ausbleiben der heißen Quellen während der letzten Wochen versetzt wurden,

wird sich diesen „ungeheuren Jubel“ vorstellen können. Hier handelte es sich in der That für Viele um die wichtigsten Lebensbedingungen; verdankte doch Teplitz seinen großen Ruhm und den so einträglichen Fremdenverkehr allermeist seinen heißen Quellen, bei denen alljährlich Tausende Genesung suchten.

Wohl liegt die Stadt, welche etwa 10,000 Einwohner zählt, in einem prächtigen Thale des nördlichen Böhmen, aber das würde nicht hinreichen, um alljährlich die Tausende herbeizulocken, welche gesundheitshalber hieher kommen oder mit Personen zusammenstreffen wollen, die sich hier während der Kurzeit aufhalten.

Noch steht es lebhaft in unserer Erinnerung, daß Kaiser Wilhelm im vorigen Jahre in Teplitz wesentliche Stärkung seiner Kräfte fand, und dies war ja nicht etwa das erste Mal, daß er dieses Bad besuchte, son-

dern er war den Bewohnern der Stadt, wie sein königlicher Vater Friedrich Wilhelm III., durch öftere Anwesenheit wohl bekannt, jedesmal von ihnen freudig begrüßt. Zur Ehre und zum Andenken Friedrich Wilhelm's III. hat die dankbare Stadt sogar ein Denkmal errichtet, und des Königs Söhne gründeten in ihr nach ihres Vaters Tode ein Militär-Badehaus, in welchem

seit her viele franke preussische Krieger Aufnahme fanden.

Auch hatten Fürsten hier öfters Zusammenkünfte, um sich über die politische Lage zc. zu besprechen, so z. B. unser Kaiser als Prinzregent von Preußen mit Kaiser Franz Josef II. von Oesterreich im Jahre 1860.

Dies Alles verlieh Teplitz einen großen Glanz; derselbe wäre gar sehr erbleicht, wenn die Quellen

ihren Segen zu spenden aufgehört hätten.

Daß sie dies zeitweise thaten, hing mit einer Ueberschwemmung zusammen, welcher einige in der Nähe befindliche Schachte vom 10. Februar d. J. an ausgefetzt waren. Jene Gegend ist sehr reich an Braunkohlen, und alljährlich werden viele Millionen Zentner dieses nützlichen Brennstoffes aus den zahlreichen dortigen Vergwerken zu Tage gefördert und in den Handel gebracht. Wie man hört, zeigten sich im sogenannten



Teplitz: Gasthof Prince de Ligne.

Fürs „Volkssblatt“ in Holz geschnitten von A. Dunter.

Döllingerschacht schon seit einiger Zeit bedenkliche Ansammlungen warmen Wassers. Die Aufsichtsbehörde versäumte, der Ursache hievon rechtzeitig nachzuforschen, und so brach das Unglück schnell herein, als am 10. Februar d. J. eine Bergwand angeschlagen wurde, aus der sofort Wasser in großer Macht hervordrang. (Bis zum 20. Februar sollen etwa 2,400,000 Kubikmeter in die Gruben geströmt sein.) 22 Bergmänner blühten dabei ihr Leben ein, und mehrere Quellen versiegten wenige Tage darauf. Nicht nur die österreichische Regierung, auch Kaiser Wilhelm und andere Freunde der schwer heimgesuchten Stadt ließen derselben rasch ihre Unterstützung zu Theil werden. Kundige Männer stellten Messungen zc. an; der Schacht zur Hauptquelle wurde tiefer geführt (im Bergbau

nennt man dies „abteufen“), kurz alle erdenkliche Sorgfalt angewandt, um dem Unglück möglichst schnell zu steuern. Daß dies mit Erfolg geschah, beweist jene Nachricht aus Teplitz vom 3. d. M. Möge weitere günstige Kunde bald folgen!

Noch bemerken wir, daß die Wärme des Quellwassers 20—40 Grad Reaumur (des 80theiligen Thermometers) beträgt und daß sich dasselbe besonders bei Gelenkrankheiten und Lähmungen wirksam erwiesen hat. Die Hauptquelle soll der Sage nach im Jahre 762, also vor mehr als 1100 Jahren, entdeckt worden sein. Am Tage, an dem das große Erdbeben zu Lissabon statt hatte, am 1. November 1755, war sie auch einige Minuten ausgeblieben, hatte aber dann wieder so viel Wasser gegeben, daß alle Badebecken überflossen.

Gevatter Tod.

Eine Erzählung von H. Steinhausen.

(Fortsetzung.)

Und jetzt nickte dieses Gesicht ihm zu, und der Mund verzog sich grinsend, als versuche er Micheln anzulächeln und wüßte doch nicht, wie das anzufangen, weil er's zuvor noch nie gethan. Wie der noch immer regungslos mit weit offenem Auge hinsah, als könnt's nur ein Blendwerk sein und müßte verschwinden, tippte der Gast draußen mit dem Finger an die Scheibe, und es klang, als schlug' man mit einem Hölzlein dran, und dann nickte er wieder ganz zutraulich und grinste und winkte.

Da warf Michel noch einen geschwinden Blick nach seinen Kindern, als könnte die Erscheinung sie aus dem Schlafe geschreckt haben und ging leise hinaus. Als er über die Hauschwelle geschritten war, kam auch schon der Fahlte auf ihn zu und streckte ihm zum Gruße die Hand entgegen.

„Wahrhaftig, Michel“, sprach er mit ebenso klangloser Stimme wie draußen am Galgenberge, aber geschwinder, „wie freut's mich, daß ich Dich noch munter finde; denn gewiß Du hast mich erwartet, und's ist viel in so später Stunde nach Deinem Tagwerk! Bei mir, weißt Du, verschlügt das nicht viel; denn unser Einer muß immer bei der Hand sein, aber Dir rechne ich's hoch an.“ Und er schüttelte Micheln die Hand.

Der schauderte bei der Berührung und dachte zugleich: „Guter Gott, wie fein ist die Welt geworden, daß selbst Der! Komplimente macht!“

„So seid Ihr wirklich —?“ fragte er zögernd.

„Euer Gevatter, den Ihr geladen! Gevatter Tod — wer sonst!“ ergänzte Jener trocken, und wieder zogen sich die dünnen Lippen zum Lächeln auseinander, und wieder mißklang der Versuch. „O Michel! mich freut die Gevatterschaft, und's Kindel ist mir jetzt schon lieb geworden. Kommt, führt mich zu ihm und laßt's mich gleich einmal sehen!“

„Ach, Herr Gevatter!“ sagte Michel ängstlich und trat dicht vor die Hausthür zurück. „Die Kinder könnten erwachen, wenn wir Beide jetzt hineingehen, oder

meine Hausfrau, die Dörth, bei der das Kleinste in der Kammer schläft.“

„Nun“, warf der Andre ein, und schien ein wenig verlezt, „was thäte das? Die Kleinen schlafen wohl wieder ein, und die Mutter wird nur Freude haben, wenn sie erfährt, wie große Stücke Euer Gevattersmann auf sein Pathkind hält.“

„Das freilich!“ meinte Michel kleinlaut und hielt mit der linken Hand hinter sich die Thürklinke fest. „Aber die Wahrheit ist, sie weiß noch Nichts von der Ehre, die Ihr uns erzeigen wollt und möchte sich gewaltig erschrecken und die Kinder auch.“

„Hm! von wegen der späten Stunde — „s ist wahr!“ sagte der Gevatter Tod zustimmend, „oder“ setzte er zögernd hinzu, als falle es ihm schwer gegen Micheln einen solchen Verdacht auszusprechen, „meinst Du etwa, sie würden drinnen vor meiner Person erschrecken?“

Micheln war es nicht gewiß, ob sein Gevatter in seiner jetzigen Laune nicht vielleicht noch grausticher anzusehen war, als am Galgenberg in seinem hohen Ernst, aber er besann sich auch auf die Höflichkeit und legte die Hand bethauernd aufs Herz.

„O, ich wußt' es“, rief der Andre sichtlich erfreut, „daß Du vernünftig bist und frei von den dummen Vorurtheilen der Leute. In Dir habe ich mich nicht geirrt, Michel, Du gefällst mir!“

Und zum Zeichen seiner Zuneigung und Anerkennung schlug er dem mit dem Rücken noch immer an die Thür Gelehnten, indem er dicht an ihn herantrat, vertraulich auf die Schulter.

„Aber, Mann“, fügte er hinzu, „wie zitterst Du!“ und, während er Micheln ins Gesicht leuchtete: „Deine Lippen sind blau! Was ist Dir?“

„Ach, Herr Gevatter!“ gab der Gefragte Bescheid, „s muß von der Kälte hier außen sein; die Luft weht scharf un's Haus, dünnt mich, und weil ich grad aus der warmen Stube gekommen bin, hat's mich gepackt.“

„Ich glaub Dir's“, stimmte der Andre zu, „ob ich

gleich von derlei Empfindung Nichts weiß. Aber, ich denke, Gevatter! wir gehen darum noch nicht auseinander, sondern verplaudern noch so ein Stündchen zusammen. He? Hab ich doch sehr darnach verlangt. Denn immer nur von den Leuten gemieden werden und wenn sie das nicht können, die Schreckensgesichter sehen müssen, wenn man kommt — das kränkt, und man sehnt sich endlich einmal nach plätscherlicher und vernünftiger Gesellschaft. Man schätzt sie, Betterchen, man schätzt sie!“

„Aber freilich“, hub er rücksichtsvoll wieder an, „hier draußen können wir länger nicht weilen — wegen der Kälte. — Hineinzugehn, Du hast Recht, geht zur Stunde auch nicht an.“ Und er besann sich ein wenig.

„Ja!“ sagt er dann mit der Miene Eines, dem zu rechter Zeit ein guter Einfall gekommen. „Ich hab hier herum ein Häuslein, das bietet zum Wenigsten Obdach und schützt vor dem Wind, und still ist's auch gelegen; ja, ein traulich Räumlein ist's — nur hat's das dumme Vorurtheil der Leute gegen sich. Du, Michel, theilst es nicht, und so komm dahin! In der Stube drinnen schläft Alles, und ehe sie erwachen, bist Du wieder zurück.“

Wie bei den letzten Worten Michel, der noch immer von seiner Stelle vor der Thüre sich nicht regte, seinen gespenstischen Gevattersmann sich in's Fenster lehnen und hineinleuchten sah, so dachte es ihn, als müßte er nur vor Allem den Mitternachtsgast da weg bringen und aus der Nähe der Seinen und seines Hauses.

Er nickte also, ohne sich zu weiteren Gedanken darüber Zeit zu lassen, seine Zustimmung zu dem Vorschlage und trat dem Hageren einen Schritt näher.

Sogleich war der an seiner Seite und schlug einen Zipfel seines weiten Mantels Michelu um die Schulter, der sich im selben Augenblick emporgehoben und mit seinem Gefährten durch die Luft getragen fühlte. Eiligfalt fuhr der Winternachtshand an seiner Wange vor-

über, und hätte die Angst, der Zauber möchte sich lösen und er hinabgestürzt werden, ihm nicht den Mund verschlossen, so würde er vor Schreck und Grausen laut aufgeschrien haben, wie er schwindelnd Häuser und Bäume unter sich hinweggleiten sah.

Doch nach wenigen Augenblicken war der Geisterflug zu Ende, und Michel fühlte wieder festen Grund unter den Füßen. Gevatter Tod schlug den Mantel auseinander, und als sein Schützling sich umsah, ragte hier ein Kreuzlein und dort eins, und drüben an der Mauer breitete sich die Schneedecke über halbversunkne Hügel, von denen Kreuz und Tafel längst verschwunden: sie waren auf dem Gottesacker. Und was vor ihnen sich finster erhob, Michel erkannt's am gewölbten schwarzen Thor: das war das Beinhaus.

Es war hier wohl viel kälter als drinnen im Dorf. Michelu schüttelte es, als wollten ihm die Zähne zusammenschlagen.

„Hier, halt' das Licht so lange, bis ich uns aufgethan“, sagte sein Führer und wandte sich zum Eingang, als verstünde sich's von selbst, daß dies der Ort sei, den er vorhin im Sinne gehabt.

„s ist immer gut für solche Fälle, man hat sich vorgeesehen“, sezt' er dann wohlgefällig hinzu und langte tief in seinen Mantel. Er hatte bald gefunden, was er suchte. Darauf hörte ihn Michel unter wunderlichen Geberden, gegen die Thür gelehrt, folgende Worte murmeln:

Keunjach ist des Todes Thor;
Drei mal drei Riegel sind davor:
Riegel springt auf, Thor hält nicht Stand —
Springwürzlein, vor dir in meiner Hand.“

Kaum hatte er den Spruch geendet und dabei in abgemessenem Tacte an die Thür gepocht, als es im rostigen Schlosse rasselte und knarrte, und die Thürflügel sich ächzend, von unsichtbarer Hand geöffnet, in ihren Angeln drehten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Türkenlande.

Wenn ich heute dem werthen Leser noch gleichsam nachträglich etwas aus dem Volksleben der Osmanen erzähle, so hoffe ich damit dennoch nicht unwillkommen zu sein, da die Mittheilungen darüber oft unzuverlässig sind und die wenigsten Berichterstatter wie ich das Morgenland persönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Allbekannt ist es wohl, welche Anstrengungen Seitens der Türken gemacht worden, um doch einigermaßen gegenüber den zahlreich auftretenden Europäern gebildet zu erscheinen und wie sie dennoch und trotz ihrer 400-jährigen Anwesenheit in Europa immer noch den Ausdruck der Asiaten an sich tragen. Eine große Menge von Gebräuchen und Sitten ihrer Urahnen, die in Hochasien zwischen dem Kaspiischen Meere und der chinesischen Grenze wohnten und als Nomaden umherzogen, haben sie beibehalten oder doch die rohen Formen jener

auf ihr heutiges Staats- und Kriegswesen übertragen; durch die innige Verschmelzung dieser veralteten Einrichtungen mit dem jetzigen öffentlichen Leben tragen sie noch heute die klaren Spuren des Nomadenlebens, selbst in der Sprache, an sich.

Wenn auch der alte kriegerische Geist, der durch die Glaubensbegeisterung über sie kam, nicht mehr ganz vorhanden ist (wiewohl sie sich im letzten Kriege sicherlich wacker hielten), so macht doch auf den Reisenden das Türkische Reich bei einiger Kenntniß desselben noch immer den Eindruck eines großen turkomanischen Kriegslagers.

Kildisch und Sandschat, d. h. Säbel und Fahne, sind die Namen für Kreis und Distrikt, gerade wie im Heere die Mannschaften eingetheilt waren. Bei der neuen Eintheilung im Jahr 1815 zerfiel das Reich in 290 Fahnen oder Bezirke und 36,170 Säbel oder Lehen.

Nach dem Koran, ihrer heil. Schrift, gehört die Erde dem Herrn und folglich in dessen Vertretung dem Sultan als Chalifen und Schatten Gottes. Alles Eigenthum gründet sich nur auf das Recht der Eroberung, und nicht auf gesetzliche Titel. Mit dem Schwerte wird der Desmane („Türke“ bedeutet Räuber und ist eine Beleidigung) Besitzer und überläßt höchstens gegen einen Zehnten das Land dem Unterworfenen oder er vertheilt es unter die von ihm Abhängigen. Das Zeichen der Beilehnung ist eine Fahne oder Trommel oder auch Säbel und Rosschweif. Letztere kamen am meisten auf, und ihre Zahl unterscheidet also Lehengüter, Macht und Würde. Die Befehle des Sultans kommen vom Steigbügel, wie seine Gnade und Gunst; an den Steigbügel muß der Tribut entrichtet werden, und noch heute bittet der Großvezier den allerhöchsten Steigbügel um Gnade für fremde Gesandte, damit sie vor der Majestät ihre Stirne im Staube reiben dürfen, nachdem deren Huld sie gesiegt hat. Die vornehmsten Herren des Hofes heißen „Anhängsel des Steigbügels“ und der Achsel, weil sie dem Herrscher beim Besteigen des Pferdes helfen dürfen, andere heißen Bezire der Kuppel, die nämlich, welche sich unter der Wölbung des Divans beim Großvezier setzen dürfen. Das erste Zeichen der Majestät ist das Zelt (Tscherte); die Umlegung des Säbels bedeutet die Krönung, und die Besteigung des Pferdes vertritt die des Thrones. Alles erinnert an den Fürsten eines Wandervolkes, das gegen seinen Drang an einer Stelle festgehalten wurde. Vom Sattel aus sprachen die Sultane Recht, und der Besiegte warf sich neben dem Pferde nieder, stehend den Steigbügel auffassend. Der Palast hat noch jetzt nur den Sinn eines Zeltes, dessen Schwelle der Fremde nicht sollte nahen dürfen. Thor oder Schwelle bedeutet deshalb unsern Hof, und Steigbügel den Thron unserer Fürsten, nur mit dem Unterschied, daß die Bezeichnungen der Nomadenvölker viel älter sind als die unsrigen, weil sie lange vor dem Uebergang des Hirtenlebens der Menschen in festere Gesellschaftsformen schon vorhanden waren. Das Stehen am Thore eines Mächtigen berichtet uns schon die Bibel als Zeichen der Ehrfurcht gegen den König Ahasverus von Persien.

Als später die Geschäfte nicht mehr bei Hofe, sondern am Thore des Großveziers abgethan wurden, und dieser letztere nach und nach mächtiger wurde, ging der Name des Thores oder der Pforte als Bezeichnung der höchsten Stelle auf ihn über, und so ist die Pforte, der Palast des Großveziers, der Ausdruck für die Regierung. Der Thron selbst, ganz im Innern des Serail, zu dem die höchste Pforte den Eingang bildet, ist nach seiner uralten Form ein Prachtbett, über das die Sultaniin Valideh, die Meistbegünstigte, die Oberaufsicht führt, — eine sehr sinnige Darstellung des Ursprungs aller von den Weibern des Sultans veranlaßten Palastrevolutionen.

Der Großvezier hat auch seinen Thron, das Sofa oder Divan, von wo der hohe Rath des Reichs seinen Namen führt.

Krieg gilt den Nomadenfürsten stets als das Höchste und deshalb lieben sie sein Vorbild, die Jagd. Schon Nimrod heißt in der Bibel ein großer Jäger vor dem Herrn, und ebenso wird Sultan Murad ein starker Jäger genannt, weil er sehr kriegerisch gewesen. Die Titel der heutigen Heerführer sind eigentlich alle von der Jagd entlehnt; die ersten Truppen zu Fuß hießen Segban (Hundehalter); später nannte man die besten Janitschaaren Sagardschi (d. h. Hundehüter); die Titel der höhern Offiziere einfach übersetzt heißen z. B. Wasserträger, Suppenmacher, Kochgehilfe zc., Alles mit der Jagd zusammenhängende Begriffe. Freilich hatten auch wir im Westen eine Zeit, wo es unter den Fürsten einen Heinrich den Löwen, wo es Löwenherz, Bär zc. als Ehrenbezeichnungen gab.

Jene türkischen Offizierstitel bedürfen noch einer Erklärung. Wer nach Nomadensitte bei der Jagd Suppe kocht, Wasser holt zc., erwirbt sich den rechtmäßigen Anspruch auf Achtung und Gehorsam bei der Horde, und daher hießen, als es noch Janitschaaren gab, deren Führer „Herren des Herdes“; Kessel und Köffel waren ihre Schätze; der Kessel war gleichsam die Regimentsfahne; bei ihm schworen die Neugeworbenen, um ihn sammelten sich die Verstreuten und vertheidigten ihn wie Rasende; denn sein Verlust war der höchste Schimpf. Es wird also nicht mehr verwundern, wenn der Oberste der Suppenmacher hieß (Thorbadschi), die Stabsoffiziere Oberköche (Abschi Baschi) oder Wasserflepper (Salki Baschi).

Selbst später, als es keine Janitschaaren mehr gab, blieben jene Amtszeichen in hohen Ehren, so daß der Palastmarschall öffentlich einen riesigen Köffel trug. Der Kessel besonders blieb ein merkwürdiges Sinnbild, aus dem oft Unheil für das ganze Reich hervorging. Wenn die Truppen den Lohn erhielten, so belamen sie zu gleicher Zeit einen Kessel mit Reis; waren sie zufrieden, so aßen sie heißhungrig das Gericht auf; ließen sie es aber stehen, so bedeutete das Unheil und Aufstand, und mehr als ein Sultan verlor Thron und Kopf durch den Reiskessel. Endlich aber erreichte auch diesen das Geschick, als Sultan Mahmud die Janitschaaren abschaffte und den Kessel in den Bosporus warf.

Vieles hat sich inzwischen geändert, in Folge des europäischen Einflusses, und wenn wir lesen, daß wiederholt die Gesandten des russischen Zaren in bestaubten Ueberröcken vor dem Sultan erschienen, so sticht das merkwürdig ab gegen die frühere Zeit, wo eine endlose Reihe Förmlichkeiten zu solch einem Botschafter-Empfange gehörten. Stellen wir uns einen solchen Aufzug vor: Von der Divansstraße her nähert sich ein glänzender Zug hunder Uniformen und Livreen dem Thore des Serail. Vorab kommt der Tschauksch-Baschi, ein Oberster mit gezogenem Schwerte. Vor Mitternacht schon ist der Bote der fremden Macht mit dem Gefolge von Pera aufgebrochen, um nach morgenländischer Sitte die Pforte des Herrschers beim ersten Morgenstrahl zu begrüßen; zwei Stunden wartet er dann im Hentergemache, unter freiem Himmel, ohne

Stuhl, stehend, an dem Orte, wo trotz des Versprechens der Verzeihung Hunderte von Köpfen der Paschas und Beziere fielen, und von wo es ohne des Sultans Willen keine Rückkehr gibt. Von hier aus wurden früher sogar mißliebige fremde Gesandte in die Thürme am Bosphorus geschafft und höhnend eingeliefert. Endlich raffeln die Trommeln; die Soldaten eilen herbei, um vor den Augen der Fremden ihre Löhnung zu erhalten und diesen durch ihren Jubel zugleich den Beweis der Macht und des Herrscherglücks des Sultans zu geben. Nun fassen die Beziere den Gesandten unter den Armen und schleppen ihn durch's Vorzimmer zum Audienzsaale, einem hohen fast finstern Zimmer mit nur einem Fenster, vor dem dicke Bäume Schatten werfen und

ernst eintönig die Springbrunnen rauschen. Plötzlich bliken Edelsteine vom Säbel und Dolch der Majestät, die hinter dem bei Seite gezogenen Vorhang auf dem Throne von Gold und Elfenbein sichtbar geworden ist. Der Gesandte verbeugt sich, indem ihm die Beziere mit Gewalt den Kopf niederdrücken; man flüstert nur; halblaut übersezt der Dolmetscher die Anrede, und ebenso antwortet der Großvezier im Namen des Herrschers der Erde, dessen Stimme selbst zu vernehmen kein Ungläubiger würdig ist. Ein Nicken mit dem Kopf — der Botschafter ist entlassen.

So war's früher — aber die Zeiten haben sich geändert, wie die Geschichte der letzten Jahre zeigt.

Freiburg i. Br.

Dr. Müller.

Das Bier als Nahrungsmittel.

Jedes lebende Wesen, Thier wie Pflanze, bedarf zu seinem vollkommenen Gedeihen der Nahrungszuführung, welche letztere gewissermaßen ein fortwährendes Anregen und Reizen zu neuer Lebensthätigkeit ist; die Pflanze welkt und vergeht, aber nicht nur, wenn der Beförderungsmittel zu wenig vorhanden sind, sondern auch, wenn die ihr vorgeschriebenen Grenzen überschritten werden; jeder Landmann weiß ja, welche schlimmen Folgen ein zu trockner oder zu feuchter Boden haben kann; ebenso geht es dem thierischen Organismus, wenn er die ihm bestimmte Ordnung mißachtet und, wie man zu sagen pflegt, des Guten zu viel oder auch zu wenig thut. Freilich ist deshalb nicht gerade gesagt, es müsse bis auf Loth und Gramm jedes Nahrungsmittel genau nach seiner Wirkung berechnet werden; nein, sogar in der Sorgfalt kann man ein schädliches Zuviel begehen, und die Aengstlichkeit vieler Eltern, die den Magen ihres Kindes bis auf jedes kleine Würfelchen Butterbrod berechnen wollen, ist jedenfalls nicht am Platze, wenn auch Ordnung sein muß. Die Natur selbst hat schon Mittel beschafft gegen manche Ausschreitungen der Art, selbst da, wo sie zur Strafe eigentlich nicht vorhanden sein sollten, z. B. beim Erbrechen nach einem Uebermaß im Trinken, und schon das bloße Dasein des Häringes ist ja eine Wohlthat. Beim Thiere liegt etwas im Instincte, das z. B. den Affen, den man hat durch Gift tödten wollen, Kalk fressen, den Hund, die Katze Gras verschlingen läßt, sobald sie sich krank fühlen.

Was den Menschen betrifft, so besitzt derselbe die Herrschaft über die Natur und sollte fähig sein, sie auch über sich selbst zu haben; er hat Empfindung, Verstand und Urtheilskraft, damit er die rechten Mittel wähle und vor allem sich vor dem Schädlichen selbst behüte. Wir können, seien wir auch noch so verwöhnt und weichlich, nicht läugnen, daß wir wohl im Stande wären, uns vor den Folgen vieler Dinge zu hüten, die wie nur aus Schwäche und Leichtfinn begehen, und daß wir in der feinen Unterscheidungskraft des Geistes gerade das Mittel finden und besitzen, uns, wenn wir nicht zu feig sind, es zu wollen, wohl vor den allermeisten Krankheiten zu bewahren. In den weitaus

meisten Fällen könnten Krankheiten uns fern bleiben, wenn wir nicht in schmählicher Schwäche der Laune unsres Gaumens gehorchten und uns bloß deshalb gegen den alles gerecht vertheilenden Magen versündigten und Störungen hervorriefen, gegen welche oft genug auch das Eingreifen des Arztes ohnmächtig ist.

Die halbe Menschheit hat heut zu Tage einen schlechten Magen und die andere Hälfte gibt sich die größte Mühe, ihn zu bekommen und auf die Nachkommen gleich mit zu vererben. Man besuche bloß einmal einen Badeort, in dem es neben den kranken Nerven, die von unsern Salonbänken spazieren getragen werden, wirkliche Kranke gibt, und man wird sich verwundern welche überwiegende Zahl derselben unterleibskrank ist. Beinahe all unsre mit Mineral-, Bitter- und andern Gewässer handelnden Brunnen sind auf den verdorbenen Magen der Menschheit gegründet, und wieviel Fachschriften gibt es nicht auf diesem Gebiete! Welches schlechte Zeug bekommt man als letztes Rettungsmittel gedruckt angepriesen!

Alles, um des Magens willen, das Erstaunlichste ist nur, daß gerade die gebildeten Klassen die große Mehrzahl der „Hineinfallenden“ stellen; daß diese Klassen übrigens wirklich mehr als die bescheideneren Nebenmenschen am Magen leiden, ist wohl möglich.

Man täuscht sich eben selbst, fast noch mehr als die Andern, und um sich zu beschwichtigen und dem Publikum gegenüber, das doch nicht anders handelt, sich zu rechtfertigen, legt man sich eine Buße auf für die täglich begangenen Sünden im Genuße, besonders im Trinken, darin bestehend, daß man auf die paar Wochen lang nach einer vom Arzt empfohlenen Kuranstalt reist, um sich dort mit Schwefel- und Salzwasser den Magen zu spülen, und ohne daran zu denken, daß so noch viel mehr die Organe der Verdauung der lähmenden Unthätigkeit ausgesetzt werden, da jedoch gleich nachher die alte Leier wieder beginnt. Da machten es die alten Römer doch einfacher, selbst als sie auf's Höchste verweichlicht waren, wenn sie mit Hilfe des Zeigefingers sich von dem geoffenen Uebermaß befreiten um weiter schwelgen zu können.

Was ist denn die Schuld an solchen traurigen Zu-

ständen, von denen uns jeden Tag die Anzeigen der Zeitungen Zeugniß geben? Die Antwort ist einfach die, daß in der sinnlosesten Weise gegen die Naturgesetze gehandelt und das Verhöhnern derselben durch sich selbst schwer bestraft wird. Es gibt nur ein Mittel, den bedauerlichen Folgen zu entgehen und dieselben wieder gut zu machen, wenn man nämlich die Geistes- und körperliche Beschäftigung ordentlich regelt und beiden ihre gehörige, getrennte Zeit läßt. Vor allem der Magen verlangt die ihm gebührende Rücksicht und setzt unter allen Umständen seinen Willen durch, schnell oder nach und nach, gleichviel wie. Man berathe sich mit ihm und lasse den Gaumen an den Unterhandlungen nicht theilnehmen, sondern horche auf die einfache, ruhige Wahrheit, die man sicher vernehmen wird. Besonders bedarf hier das Bier, welches aus einem Nebengenuß jetzt zur Würde eines allverbreiteten Nahrungsmittels vorgeückt ist, einer eingehenden Erwähnung.

Bekanntlich ist dasselbe schon sehr alt; unsre Ahnen tranken es aus den Schädeln erschlagener Feinde, und wenn sie auch von den Römern der Trunksucht beschuldigt wurden, so waren diese doch selber auch nicht besser, und den Germanen hat der Gerstensaft in seiner reinen Form den Magen zu kriegslustigen Thaten nicht verdorben. Ist das Bier einfach und gut, so wirkt es vermitteltst des gewürzigen Hopfenbitters befördernd auf die Verdauung, wie kaum ein anderer Stoff es könnte. Freilich ist der eigentliche Nahrungstoff nur gering und keinesfalls von der Bedeutung, die eifrige Trinker ihm beilegen, um sich zu entschuldigen für ihr heimliches Davonschleichen Morgens elf Uhr und Abends nach dem Vesperbrod; die Nährkraft wird durch die verschiedenen Vorgänge gestört, die zur Bereitung nöthig sind; es entsteht indessen ein sanft wirkendes geistiges Produkt, welches die Verdauungsorgane wohlthätig anregt und ein wirkliches Heilmittel genannt werden kann, das aber in jedem rechten Biere und nicht nur in den kleinen Fläschchen des „Johann Hoff'schen Malzextrakt Gesundheitsbieres“ enthalten ist. Mäßigkeit ist für die Wirkung die Hauptsache.

Leider muß aber seit den letzten zehn Jahren das gesunde Nahrungsmittel eher ein Vergiftungsmittel genannt werden, wie die zahlreichen Untersuchungen durch Chemiker beweisen. Das Bier wird schlechter und der Verbrauch größer; die Folgen können nicht ausbleiben. Der Grund liegt in dem verdorbenen Geschmacke der Trinkenden, die sich einbilden, je stärker das Bier sei, desto besser sei es deshalb auch; wenige Menschen denken daran, daß die größere Kraft von allerhand Zusätzen und nicht von erhöhter Gährung herkomme. Ruckelkörner, Helleborus, Brechnuß, Zwiebel, Weidenrinde u. v. a. sind leider allzu oft angewendet von gewissenlosen Brauern, die dem Gaste seinen letzten Rest von Verstand und Geschmack nehmen; freilich fordert, wie schon gesagt, das Publikum auch den „Bierfabrikanten“ förmlich heraus, vom ehrlichen Wege abzuweichen.

Ich habe an mir selbst mehrfach die Erfahrung ge-

macht, daß schon zwei Drittel Aiter verfälschten Bieres Herzklopfen, Blutandrang nach dem Gehirn, Schwindel, Betäubung, Brechreiz und Schlaflosigkeit nebst brennendem Durst verursachen können; fehlender Appetit, belegte Zunge, Dumpfheit im Kopfe blieben noch länger zurück. Reines Bier kann solche Folgen nie haben, keine derselben, wenn nicht unmäßiger Genuß der Grund ist; Bier aus guten Stoffen ist nur durch reinen Geschmack stark, aber nicht durch benebelnde Nachwirkungen, wie sie den meisten heutigen künstlichen Bieren eigen ist.

Der schändliche Mißbrauch wurzelt in einer Begriffsverwechslung, die aber leider von schlimmen Folgen ist; die künstlichen Biere besitzen, genau gekräft, nicht den malzartigen, gewürzigen Geschmack der reinen Sorten; statt desselben haben sie aber einen, der Zunge sofort bemerklichen, scharfen Beigeschmack, der ganz unzweifelhaft auf künstliche Mischungen deutet. Vieles geschieht schon Seitens der Chemiker und des Staates, um durch Warnungen und Einschreiten das Schlimmste zu verhüten, und hoffentlich erhält das Reichsgesundheitsamt in dieser Richtung einen immer noch wachsenden Einfluß, damit das Publikum sich so viel wie möglich hüte und gegen sich selber geschützt werde.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß, wie die Statistik der Sterblichkeit mit unheimlicher Sicherheit bezeugt, sehr viele Menschen heut zu Tage in der Blüthe ihrer Jahre vom Schlage gerührt werden; die medicinische Chemie hat bewiesen, daß gerade das gefälschte Bier Stockungen und Blutverdickungen, ferner gefährliche Fettbildungen im Gehirn verursacht, dadurch das Nervensystem stört und die erwähnten tödtlichen Folgen nach sich zieht und selbst im besten Falle den Trinker geistig herunterdrückt, so daß sein ganzes inneres Leben sich auf die gewöhnlichste Wirklichkeit beschränkt. Es ist unwar, daß die neuen Bierorten dem Menschen ein gefünderes Aussehen und regeres Geistesleben nebst größerer Körperkraft verschaffen; diese hohle Behauptung rührt nur von den Puschern selbst her, und die alten eisernen Landsknechte des deutschen Mittelalters mit ihren steinernen Humpen voll reinen Gerstensaftes würden dieselben sofort Lügen strafen. Das gewöhnliche künstliche Bier von heute hemmt den Blutlauf durch seine chemischen Stoffe, macht das Blut dicker, und die rothen Wangen des Trinkers sind noch lange nicht dieselben, wie sie der schlichtere Landbewohner besitzt, sondern zeigen etwas bläulich Schimmerndes, das auf schlechte Bestandtheile des Blutes mit Sicherheit hindeutet und es erklärlich macht, wie es dem Tode, der gegen manche wahre Riesengestalten unter den eifrigen Biertrinkern fast ohnmächtig zu sein scheint, dennoch möglich wird, dieselben auf einen Schlag niederzustoßen. — Es soll durchaus in diesen Zeiten dem Biere im Allgemeinen kein Krieg erklärt werden, aber es ist dringend nöthig und von der höchsten Wichtigkeit, daß dem nun einmal für Viele unentbehrlichen Genußmittel die größte Aufmerksamkeit zugewendet würde; denn vermöge des billigen Preises ist dasselbe eben Jeder-

mann zugänglich und zugleich ein Gegenmittel gegen das Ueberhandnehmen des Branntweins und der demselben ähnlichen geistigen Getränke. Die Gewissenhaftigkeit der Brauer ist oft genug vergebens angerufen worden, wie das immer mehr um sich greifende Verfälschen des Bieres mit Chemikalien und das dadurch dringend nöthig gewordene und endlich auch erfolgte polizeiliche Einschreiten der Reichsregierung beweist. Das Reichsgesundheitsamt thut sicherlich, was in seinen Kräften steht, und wird ohne Rücksicht jede ihm bekanntwerdende Pflücherei, auf Kosten des Publikums begangen, verfolgen, um den geistigen und körperlichen

Niedergang des Volkes zu verhindern, das Publikum selber aber sollte sich endlich aufraffen und etwas urtheilenden Verstand an die Stelle des verdorbenen Geschmacks und der Rücksicht auf die Bekanntschaft mit dem Wirthe setzen; denn nur ein gemeinsames Auftreten kann helfen und verhindern, daß sich Einige auf Kosten der Gesundheit ihrer Nebenmenschen bereichern. Jeder Einzelne ist es dem Andern schuldig, die Behörde auf schlechte, nachtheilige Bierforten aufmerksam zu machen, und der eigne Verstand sollte ihm sagen, daß das persönliche Wohl vor dem Interesse des Verkäufers kommt. Dr. Müller.

Wochen-Rundschau.

Am 26. v. M. fand in der Garnisonskirche zu Berlin die Leichenfeier für den verstorbenen General-Feldmarschall Grafen v. Roou statt. Die Kaiserin, der Kronprinz, die königlichen Prinzen, das ganze Offiziercorps Berlins, die höchsten Staats- und Gemeindebehörden erwiesen dem höchsten Manne die letzte Ehre. Kaiser Wilhelm konnte leider wegen einer Kehlkopfverschleimung nicht an der Trauerfeier Theil nehmen. Nur von ferne sah er dem großartigen Trauerzuge nach, der die Leiche des Feldmarschalls nach dem Bahnhofe geleitete, von wo dieselbe nach Schlesien zur Beisetzung verbracht wurde.

Der Deutsche Reichstag fuhr in seinen Beratungen und Beschlußfassungen fort. Gegenstände derselben bildeten der Weltpostvertrag, die Darstellung des Reichshaushaltes, nach welcher ein Ausfall von 11 Millionen durch Kriegscontributionsgelder gedeckt werden soll, ferner der Antrag auf Einführung einer für alle Fabrikarbeiter verbindlichen Alterversorgung- und Invalidenkasse.

Mehrere elßässische Abgeordnete, der Partei der sogenannten Autonomisten angehörig, bereiten einen Antrag vor, der die selbstständige Regierung und Verwaltung des Landes mit dem Sitze derselben in Straßburg bezweckt. Bereits haben Besprechungen mit Fürst Bismarck, ein Empfang beim Kronprinzen und Beratungen mit den Hauptgruppen des Reichstages stattgefunden.

Von Petersburg wurde ein Fall einer Pest-erkrankung berichtet, bald darauf zwar in Abrede gestellt, jedoch in nicht ganz überzeugender Weise. Dies hauptsächlich gab einigen Abgeordneten Veranlassung, von der deutschen Reichsregierung Anskunft über die Vorsichtsmaßregeln gegen die Einschleppung der Pest zu verlangen. Zugleich wurde der Wunsch nach der Bildung einer zwischenvollständigen Seuchencommis-

sion und eines ständigen Gesundheitsrathes dringend kundgegeben. Die in den Nord- und Ostseehäfen aus Rußland eingelaufenen Schiffe sollen mit Zwangsgesundheitsprobe belegt werden. Die Nachrichten aus dem Gebiete Astrachan lauten günstig. Die deutschen Aerzte sind daselbst angelangt.

Aus Frankreich kommen bedenkliche Berichte. Das Ministerium Waddington scheint bedroht zu sein. Der Minister des Innern Marcère wird heftig angegriffen, desgleichen der Finanzminister Leon Say. Beide haben sich einigermaßen Blößen gegeben. Der Hauptgrund ihrer Anfeindung ist aber ihre gemäßigtere Richtung, die in den Augen der Radikalen keine Gnade findet. Diese drängen auf ein Ministerium der äußersten Linken.

Prinz Louis Napoleon, der volljährige Sohn des vertriebenen Kaisers, zeigt in einem Briefe an den früheren kaiserlichen Minister Rouher an, daß er die Unternehmungen der Engländer gegen die Zulu-Kaffern mitmachen werde. Der Prinz sagt, seine Gedanken würden sich immer nach Frankreich wenden und er rechne darauf, daß während seiner Abwesenheit die Anhänger der kaiserlichen Sache voll Einigkeit und Vertrauen bleiben, daß sie fortfahren werden, dem Lande das Schauspiel einer Partei zu geben, welche, ihren Ueberzeugungen treu, stets von der glühendsten Vaterlands- liebe erfüllt sei.

Die Engländer in Südafrika können allerdings kräftige und schnelle Hilfe brauchen; denn die Zulu-Kaffern dringen von allen Seiten auf die geschwächten Truppen ein, die sich verschanzt haben. Die unter den Engländern dienenden Eingebornen sind seit der großen Niederlage unzuverlässig geworden und gehen in Masse durch, sogar die Leute in den Diamantgruben.

Der Emir von Afghanistan Schir Ali ist, nach einem Briefe seines Sohnes Jakob Khan an den Vicekönig von Indien, gestorben.

Räthsel. (4.)

Komm' ich mit Rath und That in's Haus,
Erfast dich Elcl bald und Graus.
Mit Thier und Menschen im Verein
Erreg' ich beiden Angst und Pein.
Bin ich der Jugend zugesellt,
Behält das Laster bald das Feld.

Häng' ich am Garn, bin ich zugleich
Die Hälfte von einem Königreich.
Natur und ich — wir gehn selband
Und machen alle Kunst zu Schand.
Mit Glück greif' ich euch Alle an —
Nun sagt! Wer ist der kleine Mann?

Jetzt noch neu eintretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des ersten Vierteljahrs ohne besonderes Verlangen nachgeliefert, brauchen also bei nachträglicher Bestellung der Post keinen „Strafgroschen“ zu bezahlen. In der Zeitungspreisliste ist das Blatt unter Nr. 4254 aufgeführt.

Der Herr aus einem Orte im Eichsfelde, welcher sich für Eichen Spinnerzucht interessiert, wird gebeten, seine verloren gegangene Adresse Herrn Dr. St... in Straßburg i. E. mitzuteilen, da derselbe eine Sendung für ihn bereit hat.

Pension.

Ein Rheinischer Pfarrer und Rektor empfiehlt sich zur schnellen und gründlichen Vorbereitung von Knaben zur Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule 1. Ordnung. Erfolge namhaft. Anfragen unter N. L. erbeten an den „Volksblatt-Verlag“.

Ev. Kirchengewerbe: Kelche, Kannen, Taufbecken, Kreuze, Leuchter u. s. w. in echtem Silber und in Alfenio in bester Ausführung gothisch, romanisch oder modern stilisiert, in den reichsten, künstlerisch ausgeführten, wie in den einfachsten Mustern empfiehlt die Silberwaarenfabrik von A. Kühne, Altena, Westfalen. Kataloge und Gutachten gratis und franco.

Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha.

Gegründet 1827. Eröffnet am 1. Januar 1829.

Stand am 1. Januar 1879.

Versichert 52,750 Personen mit	347,800,000 Mk.
Bankfonds	84,000,000 „
Ausgezählte Sterbefälle seit 1829	112,150,000 „
Durchschnitt der Dividende der letzten 10 Jahre	37,3 Prozent.
Dividende im Jahr 1879	39

Versicherungsanträge werden durch unterzeichneten Agenten entgegen genommen und vermittelt.
Straßburg i. E.

L. Meyer-Nicolay,
Brandgasse, 6.

Griechische Weine.

1 Probekistchen derselben mit 12 ganzen Flaschen enthält 12 Sorten.

Camarite, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra, Achaja Malvasier weiss und roth, Vino Rosé, Moscato, Mavrodaphné

und kostet:

Flaschen u. Kiste frei M. 18.

Ich habe die Weine an den Erzeugungsorten in Griechenland persönlich angekauft und verbürge deren Reinheit und Aechtheit. — Preisbrochüre auf Wunsch frei.

Neckargemünd. J. F. Menzer.

In der Familie eines Lehrers finden zu Ostern 2 Schüler, welche ein Realgymnasium besuchen sollen, gute freundliche Aufnahme, bei bester Verpflegung und gewissenhafter Beaufsichtigung.

Näheres durch den „Volksblatt-Verlag“ unter den Buchstaben B. M.

Ein christlich gesinnter, durchaus zuverlässiger und ehrenhafter, des Deutschen und Französischen kundiger Mann, wird als Colporteur gesucht. Meldungen unter den Buchstaben N. F. befördert der „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. E. Bei sonstiger vorzüglicher Brauchbarkeit würde auch auf Kenntniß des Französischen verzichtet. Guter Gehalt.

Atelier für Kirchenbau u. Kirchengeneinrichtung

von Th. Präfer, Architekt, Berlin, Anhaltstr. 13.
Illustrirtes Preisverzeichnis des Musterlagers von Kirchen-Paramenten und Geräthen gratis und franco.

Methode Zimmer. Neu!!

Neue praktische Violinschule von Fr. Zimmer,
kgl. Musikdirector.

I. Heft 2 M. II. Heft 2 M. 25. III. Heft 2 M.

= Violinschule zum Selbstunterricht, mit genauer Angabe, wie der Schüler leicht das Stimmen der Geige erlernt; — befähigte Schüler können ohne Lehrer — weniger begabte mit Hilfe des Lehrers überraschend schnell das Violinspiel erlernen.

= Die Violinschule ist Herrn Professor

Dr. Joachim gewidmet. =

Quedlinburg (Provinz Sachsen), Verlag von
Chr. Friedr. Vieweg's Buchhandlung.

Für einen 15 Jahre alten badischen Gymnasial-Obertercianer, der später die Universität besuchen soll, wird Aufnahme in eine gebildete evangelisch gesinnte Familie gesucht. Er bedarf genauer Ueberwachung seiner Arbeit und Förderung besonders im Lateinischen, Griechischen und Französischen. Am geeignetsten erschiene es, wenn ein in Erziehungs- und Unterrichtsweisen erprobter Geistlicher ihn mit einem und dem andern in ähnlicher Weise vorgebildeten gleichaltrigen Knaben unterweisen wollte, oder wenn ein Gymnasiallehrer noch die nöthige Muße fände, sich ihm außer seinen Dienststunden zu widmen. Honorar nach Uebereinkommen. Gefällige Anerbietungen übermittelt der Herausgeber dieses Blattes.

Die hiesige ev. luth. Gemeinde, eine der ärmsten des Vogelsbergs, möchte gern eine neue kleine Kirchenorgel anschaffen, da die alte vollständig unbrauchbar geworden. Aus eigenen Mitteln allein ist dies nicht möglich, und bittet deshalb der Unterzeichnete im Vertrauen auf die heisende Liebe evang. Mitchristen herzlich um Gaben zu genanntem Zweck.

Breungeshain, Post Schotten, Oberhessen, im Januar 1879.

Döring, luth. Pfarrer.

Neunterkleider

gesund, billig u. dauerhaft

erfunden u. gefertigt von

Carl Mez u. Söhne in Freiburg i. B.

Prospect auf Verlangen gratis.

Pastoria.

67) Für das Stiftungshaus
gingen in 2412 Baden 3741 R. ein.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.